

handen sein, die aber nimmer aus einer Eintheilung fließen. Allein es geht auch nicht an, daß mehrere Merkmale desselben Gegenstandes unter eine Dichotomie kommen, diese kann vielmehr immer nur in ein einziges auslaufen. Daher ist es auch unmöglich, die Arten der Thiere durch Dichotomie zu definiren ⁶⁾.

Viertes Kapitel.

Es möchte sich indeß jemand darüber wundern, daß die Menschen nicht von Alters her eine einzige Gattung gegründet und mit einem Namen bezeichnet hätten, welche die Wasserthiere und die Geflügelten umfaßte. Denn sie haben wirklich, wie alle übrigen Thiere, einige Eigenthümlichkeiten unter einander gemein ¹⁾. Allein gleichwohl wird in dieser Weise richtig gesondert. Man hat nämlich diejenigen Geschlechter, welche sich durch Uebergewicht und durch ein Mehr oder Weniger unterscheiden, zu einer einzigen Gruppe verbunden, diejenigen hingegen gesondert, welche bloß Analoges haben. Ich meine nämlich, daß sich der Vogel vom Vogel durch das Mehr oder durch ein Uebergewicht unterscheidet (denn einer hat lange, ein anderer kurze Federn), der Fisch aber vom Vogel durch Analoges (was nämlich dem einen die Feder, das ist dem andern die Schuppe). Dieß ist indeß nicht bei allen so leicht gemacht; denn gar viele Thiere haben ein und

⁶⁾ Die Dichotomie oder, wie man sie jetzt in der Regel nennt, die analytische Methode des zweizeitigen Gegensatzes, welche Arist. hier zu verwerfen sich bemüht, ist zur Bestimmung der Naturkörper, d. h. zur Auffindung des wissenschaftlichen Namens für ein dem Bestimmer noch unbekanntes Naturwesen und somit zur Ermöglichung einer weitem Belehrung eine äußerst praktische und keineswegs zu verwerfende Methode, weshalb sie auch, namentlich in neuerer Zeit (seit Lamarck-Decandolle und Dumeril) vielfach und mit gutem Erfolge in Anwendung gebracht wird. Zu einer Definition und vollkommenen Begriffsbildung führt sie freilich, wenigstens in der Regel, nicht. Das soll sie ja aber auch nicht. Gleichwohl ist dieß der Grund, weshalb Arist. sie verwirft, und in so weit hat er vollkommen Recht.

¹⁾ Diesen allerdings befremdenden Gedanken spricht Arist. auch in der Schrift de anim. incess. c. XVII. aus und führt die Aehnlichkeiten namentlich auf.

dasselbe Analoge. Da nun aber die letzten Glieder Einzelwesen sind, diese aber, wie z. B. Sokrates, Coriskus, keinen Artunterschied zu lassen, so ist es nothwendig, entweder das Allgemeine zuerst zu besprechen, oder, wie bereits erörtert wurde, wiederholt dasselbe zu sagen. Das Allgemeine ist aber das Gemeinsame; was nämlich mehreren zukommt, nennen wir allgemein. Es fragt sich also, welches von beiden zuerst zu besprechen sei. Sofern nämlich das der Art nach Untheilbare ein Wesen ist, wäre es am besten, wenn man über jedes einzelne der Art nach Untheilbare speziell reden könnte, wie über den Menschen, so auch über den Vogel; — letzteres Geschlecht hat indeß Arten, — hier also über jede der untheilbaren Vogelarten, z. B. über den Strauß, Kranich u. dgl. Da es sich dabei aber ereignet, daß man wiederholt über dieselben Zustände reden müßte, indem sie ja mehreren gemeinsam zukommen, so wäre es doch abgeschmackt und langweilig, über jede einzeln zu reden. Vielleicht also ist es recht, das die Geschlechter Betreffende gemeinschaftlich zu erörtern, so weit die Menschen sie richtig begrenzt haben, so weit sie eine gemeinsame Natur und unter sich nicht weit von einander abstehende Arten umfassen, wie Vogel und Fisch, und was sonst noch, wenn auch unbenannt, doch ebenso dem Geschlechte nach die in ihm befindlichen Arten in gleicher Weise umfaßt; alles aber, was nicht derartig ist, vereinzelt, wie den Menschen und was es sonst noch Aehnliches gibt. — Nach der Gestalt des ganzen Körpers und der Theile, so weit sie Aehnlichkeit zeigen, sind die Geschlechter so ziemlich begrenzt, wie das Geschlecht der Vögel, wenn man dieselben unter einander vergleicht, ebenso das der Fische, der Kopffüßler und Schalthiere. Denn die Theile derselben unterscheiden sich nicht nach einer analogen Aehnlichkeit, wie etwa beim Menschen und Fische sich Knochen und Gräte zu einander verhalten, sondern vielmehr nach räumlichen Verhältnissen, wie nach Größe, Kleinheit, Weichheit, Härte, Glätte, Rauigkeit u. dgl., überhaupt also nach dem Mehr und Weniger. Wie die Erforschung der Natur aufzufassen ist und in welcher Weise die Betrachtung derselben methodisch und am leichtesten erfolgen kann, ferner bezüglich der Eintheilung, in welcher Art sie der Behandlung angepaßt werden könnte, und warum das Dichotomiren theils unmöglich, theils nutzlos ist, das wäre somit erörtert worden. Nachdem dieses bestimmt ist, reden wir noch über

das hiemit Zusammenhängende, indem wir folgendermaßen den Anfang machen.

Fünftes Kapitel.

Von den Wesen, die von Natur bestehen, sind einige un erzeugt und unvergänglich durch alle Zeiten, andere haben Theil am Entstehen und Vergehen. Es sind uns aber von jenen erhabenen und göttlichen Wesen nur niedere Vorstellungen vergönnt (denn es gibt im Ganzen nur wenig sinnfällige Erscheinungen, aus denen man über sie und über das, was wir von ihnen wissen möchten, Forschungen anstellen könnte); über die vergänglichen Dinge hingegen, über Pflanzen und Thiere besitzen wir, weil wir mit ihnen aufwachsen, einen größern Vorrath von Kenntnissen. Denn viele Eigenthümlichkeiten eines jeden Geschlechts würde man entdecken, wenn man sich nur hinlängliche Mühe geben wollte. Es hat indeß beides sein Angenehmes. Denn wenn wir jene auch nur in geringerem Grade erfassen, so sind sie dafür durch die Erhabenheit der Erkenntniß angenehmer, als alle Dinge um uns her, wie es ja auch süßer ist, von dem Gegenstande unserer Liebe den ersten besten, wenn auch noch so winzigen Theil mit einem Blicke zu erhaschen, als vieles andere, wenn auch noch so Massenhafte mit aller Schärfe zu sehen; diese jedoch gewinnen durch tiefere und umfassendere Erkenntniß den Vorzug der Wissenschaft und gleichen sich zudem dadurch, daß sie uns näher stehen und unserer Natur verwandter sind, mit der Wissenschaft von den göttlichen Dingen aus. Da wir aber über jene bereits unsere Ansichten dargelegt haben ¹⁾, so bleibt uns noch übrig, von der thierischen Natur zu reden, und, so weit es in unserer Macht steht, nichts zu vergessen, sei es niederer oder höherer Art. Denn auch in dem, was den Sinnen nicht schmeichelt, bietet gleichwohl die schaffende Natur denen, welche die Ursachen zu erkennen vermögen, wie den Philosophen von Fach unaussprechliche Vergnügungen dar. Denn es wäre ja widersinnig und seltsam, wenn wir, die wir schon beim Anblicke bloßer Nachbildungen derselben uns freuen, indem wir die schaffende Kunst, wie die des Malers und Bild-

¹⁾ Bgl. de coelo und Meteorol. I.